

Biene, Honig und Wachs im steirischen Volksbrauch und Volksglauben

Von FRANZ LESKOSCHEK

Die Anfänge der Bienenzucht reichen in der Steiermark bereits in das frühe Mittelalter zurück. Da die Bienenpflege schon in der altslawischen Zeit mit besonderer Vorliebe betrieben wurde, muß angenommen werden, daß sie in der Steiermark bei den Alpenlawen schon vor der deutschen Landnahme bedeutend gewesen ist¹. Eine sehr große Rolle in der Nutzung der weitausgebreiteten Wälder, die auch Teile der Steiermark, wie den Sausal und das obere Raabtal, im frühen Mittelalter bedeckten², spielten auch die Honigerträge der Waldbienen, deren wilde Schwärme in hohlen Astlöchern nisteten. Es ist nicht möglich, Art und Weise des Bienenhaltens in jener Zeit genau zu erkennen. Der Übergang von der Waldbienenzucht zur Bienenhaltung in Behältern vollzog sich im Dunkel der Anfänge. Die Stürme, die während der Völkerwanderung über das Land hinweggingen, begünstigten wohl auch das Verwildern der Bienen, die ungehindert ihrer eigentlichen Heimat, dem Wald, zustrebten. Für die Bienenkultur scheint von Bedeutung zu sein, daß sich in den Alpen noch lange Reste älterer Siedler zu erhalten vermochten, ehe sie in der neuen Bevölkerung aufgingen³.

In der Zeit der Klostergründungen erfuhr die Bienenpflege im Lande einen neuen Aufschwung. Der Honig war ja das hauptsächlichste Süßmittel, und Wachs war zur Herstellung von Kerzen begehrt. Daher legten die Klöster größte Sorgfalt auf die Bienenzucht und auf die Auswahl tüchtiger Bienenzüchter. Fast jedes Kloster hatte seine eigenen „Zeidelweiden“, die in steirischen Urkunden des Mittelalters mehrfach erwähnt werden⁴. Um das Jahr 1300 erscheinen bereits im herzoglichen Gesamturbar („Rationarium Stiriae“) für das Amt Graz Honiggaben; daneben gab es im Mittelalter die sogenannten Licht- und Wachsdienste als Beiträge zur Beleuchtung grundherrlicher Kapellen in Form von Wachs und Kerzen⁵. Bei der Wichtigkeit von Honig und Wachs für den täglichen Lebensbedarf war die Bienenzucht durch das öffentliche Recht geschützt, und ausführliche Bestimmungen über das Eigentumsrecht entflogener

Schwärme wurden gesetzlich festgelegt⁶. Wenn man schließlich sieht, daß die Klosterchronik von Altaich noch im 11. Jahrhundert die bienenreichen und bienenarmen Jahre immer sorglich verzeichnet, dann versteht man die Feststellung eines Historikers, daß die frühmittelalterliche Bienenzucht die heutige Zucker- und Lichterproduktion vertrat. Am Ende des Mittelalters stand die Bienenzucht bereits in hoher Blüte. Es gab überall Zünfte und Gilden von Imkern, Metsiedern, Wachsziehern und Lebzelterern. Der Rohr- und Rübenzucker der Neuzeit brachte sie in Verfall.

Die Bienen sind, obwohl sie ihre Städte auch längst nicht mehr in versteckten Felsspalten oder Baumhöhlungen bauen, sondern ihnen der Mensch buntfarbige Holzkästchen als Heim zugewiesen hat, trotz der Jahrhunderte menschlichen Mühens keine richtigen Haustiere geworden. Der Mensch vermag sie zwar zu nutzen, doch nicht zu beherrschen. Als ehemalige Waldtiere erscheinen sie ihm als Verkörperung des Urtriebes und Urgesetzes. Ihr Stock ist eine ganze Welt, und sie ist eng verknüpft mit dem Leben von Baum, Strauch und Kraut. Kein anderes Tier gibt dem Menschen so viele Geheimnisse zu lösen, kein anderes Tier wird mit solcher Ehrfurcht und Bewunderung genannt und behandelt. Niemand sagt, die Bienen „fressen, saufen, krepieren“ und so weiter. Die Leute wenden auf die Bienen nur „menschliche“ Ausdrücke an, wie „essen, trinken, sterben“. Es heißt, wenn der Imker keine solchen Rücksichten nimmt, bleiben die Bienen nicht bei ihm. Schon der patriarchalische Ausdruck „Bienenvater“ für den Imker entspricht der milden Art in der Bienenpflege. Es ist nicht Aberglauben, sondern die Erkenntnis, daß der Charakter eines Imkers großen Einfluß auf die Entwicklung seiner Stöcke hat. Ein ungeduldiger, unfreundlicher Mensch wird nie lernen, richtig mit Bienen umzugehen. Ein knauseriger Imker kommt leicht in Versuchung, seine Stöcke bei der Honigernte allzusehr zu plündern, so daß die Bienen verhungern.

Noch heute bewahren die ländlichen Bienenzüchter Steiermarks uralte *Bräuche und mancherlei Aberglauben*, aber auch Erfahrungen, die man leicht aus der Schale des Aberglaubens herausholen kann. Es heißt, wenn ein Imker seinen Nachbarn gegenüber knauserig sei, werde er im folgenden Jahr mit einer schlechten Honigernte bestraft. Ebenso sagt das Volk, daß dort, wo man Bienenvölker der Ausbeutung von Wachs und Honig wegen erstickt und vernichtet, das Glück entflieht⁷. Noch heute ist unter den bäuerlichen Imkern die Meinung lebendig, daß die Bienen absterben, wenn die Eheleute in Zwietracht leben. So innig ist ihr Geschick mit dem des Hauses verknüpft. Auf die Bienen muß überhaupt Rücksicht genommen werden, denn sie bewahren das Haus vor Blitzschlag. Wenn

ein Bienenvater stirbt, kommen manchmal die Bienen vor das Fenster der Totenkammer und nehmen in jammervollen Tönen Abschied. Auf jeden Fall soll jedoch der Tod des Imkers seinen Schützlingen mitgeteilt werden, was von der innigen Verbundenheit zwischen Mensch und Bienen zeugt. Man muß dabei an den Stöcken rütteln, sie ein wenig hochheben oder auch versetzen, sonst gehen nach weitverbreiteter Volksmeinung die Bienen zugrunde oder sie suchen sich, wenn sie schwärmen, ein neues Heim. Dieser uralte Brauch wurde früher auch in ganz Steiermark geübt, und man sagte den Bienen den Tod des Hausvaters mit den Worten an: „Meinö liabn Bein, da Voda is gstorbn!“ In der ehemaligen Untersteiermark wurden die Bienenstöcke auch gerüttelt oder überhoben, wenn der Verstorbene aus dem Hause getragen wurde⁸. In Kärnten ist der schöne Brauch, beim Tod des Bauern an die „Baienfaßln“ zu „kockn“ (klopfen), um die Bienen aufzuwecken, damit nicht alles „hin“ werde, noch heute lebendig⁹. Das Rütteln und Heben der Bienenstöcke kann vielleicht, wie M. Sooder meint, im Seelen- und Totenglauben wurzeln. Es mag aus dem Bestreben hervorgegangen sein, den Verstorbenen, der nach dem Volksglauben nur ungern von seinen liebgewordenen Stätten scheidet, zu verwirren und ihm Haus und Hof fremd zu machen^{9a}. Niemand soll die Bienenstöcke eines Verstorbenen kaufen, denn „sie tun nicht gut“. Soll man bei den Bienen Glück haben, so muß man das erste Volk geschenkt erhalten. Wer Bienen kauft, soll nicht nur mit Geld bezahlen; er soll einen Teil des Wertes mit Erzeugnissen seines Bodens vergüten. Gestohlene Bienenvölker gehen bald ein, und der Dieb selbst hat Unglück über Unglück. Ein richtiger steirischer Bienenvater wird es sich nie ausreden lassen, daß man nicht Raubbienen züchten kann. Man braucht die Bienen nur mit Schnaps und Honig zu füttern, worauf sie auf den Bienenstand des Nachbarn losstürzen. Der Angegriffene betäubt wieder die Räuber und verfolgt sie. Manch bittere Feindschaft unter den Imkern ist so entstanden¹⁰.

Aber nicht nur Ereignisse im Familienleben des Imkers sind für die Bienenzucht bedeutsam, sondern auch gewisse Zeiten und kirchliche Feste, die mit ihren Volksmeinungen und Bräuchen das *Bienenjahr* festlich umkränzen. Das steirische Bienenjahr beginnt bereits in der stillen mittwinterlichen Zeit, in der sich einst eine Fülle dunklen Ahnens zusammendrängte. Sie wird heute milde verklärt vom aufgehenden Licht in der Christmette mit ihrem Singen und der Verkündung des Weihnachtsgheimnisses. Mit geweihtem Wasser und der Räucherpfanne geht der Hausvater durch Haus und Stall und bringt auch den unvernünftigen Wesen und leblosen Dingen ein wenig von der Heilkraft des Erlösers. Dabei wird auch der lieben Bienen gedacht und auch ihnen wird die

Heilige Nacht angekündigt, ein Brauch, der auf uralte Vorstellungen hindeutet, die mit der Wintersonnenwende in Zusammenhang stehen¹¹. Im Berchtesgadener Land, wo man diesen Brauch „Impwecken“ nennt, sprechen die Bauern dazu folgenden herzhaften Spruch:

„Auf, auf in Gott's Nam'
helft's wiederum z'amm;
bringt's der Kirch a Wachs
und uns an Hönig,
an guaten, und net z'wenig¹².“

Noch um die Jahrhundertwende war es auch im ehemals steirischen Drautal Brauch, daß sich der bäuerliche Imker am Heiligen Abend zu seinem Bienenstand begab und an den Stöcken horchte, ob die Bienen stark summten, was auf ein schönes Frühjahr und auf eine gute Frühjahrsstracht für die Bienen hinwies. Derselbe Brauch wiederholte sich auch am Silvesterabend und am Vorabend des Dreikönigtages. Ein lautes Summen der Bienen an diesen beiden Abenden ließ eine gute Sommer-, beziehungsweise Herbststracht erwarten. Dem untersteirischen Imker war in früherer Zeit der Christabend auch ein Lostag für das kommende Bienenjahr, an dem Vorkehrungen getroffen wurden, um zu ersehen, wie die beste Nährpflanze der steirischen Bienen, der Buchweizen, im kommenden Jahr gedeihen werde. Zu diesem Zweck wurde das nasse Fichtenreis, das zum Sprengen des Weihwassers diente, über Nacht im Freien gelassen. War das Reis am Christtag mit vielen Eisperlen versehen, so wurde damit angezeigt, daß der Buchweizen der ersten Aussaat gut gedeihen werde und somit für die Bienen eine gute Frühjahrsstracht zu erwarten sei. Derselbe Vorgang wurde auch am Silvesterabend und am Dreikönigstag wiederholt, um das Gedeihen der zweiten und dritten Buchweizenaussaat zu erforschen¹³.

„Freut euch, Bienlein, Lichtmeß ist da!“ rief früher einmal der Imker am Morgen des Lichtmeßtages in die Fluglöcher des Bienenstockes hinein, denn Mariä Lichtmeß gilt seit eh und je als der Ehrentag dieser fleißigen Hausgenossen des Menschen, die, so heißt es, Freud und Leid mit ihm teilen. Das Bienenwachs gehört für die „Lichtmesse“, das strahlende Fest der Kerzenweihe am Tag Mariä Reinigung. Wohl ist Lichtmeß nicht das einzige kirchliche Fest, an dem Wachs, Lebzelten und Met Urständ feiern, aber kein anderes Fest vereinigt den Kerzenschimmer mit dem Lebzelten, das Wachs mit dem Honig als altüberliefertes Erbgut so zum gemeinsamen Opfer, zur Liebesgabe oder Dankbezeugung, wie einst die großen Wachsmärkte vor den steirischen Kirchen zu Mariä Lichtmeß. Da kamen

die Mesner von nah und fern, um für das ganze Jahr Altarlichter einzukaufen. Heute ist der Lichtmeßtag kein steirischer Festtag mehr, nur in den Bauernstuben wird an diesem Tag eine geweihte Kerze angezündet¹⁴.

Wie in früherer Zeit Michaeli ein Lostag für das „Zeidln“ im Herbst war, so war ein solcher für das Frühjahr das Fest Petri Stuhlfeier am 22. Februar. An diesem Tag gingen unsere Vorfahren vor Sonnenaufgang zum Bienenstand, klopfen an die Körbe und riefen: „Beinln, auf, auf, der Peterl ist do!“, um die in festen Brocken aneinandersitzenden Bienen aus ihrem Winterschlaf zu wecken. Dabei zogen sie das Kronabetzweglein, das seit dem Herbst vor dem Flugloch steckte und den Mäusen den Eintritt verwehrt, weg¹⁵. In Gutenberg bei Weiz lautete einst der Weckspruch vor dem Öffnen der Fluglöcher: „Beinl, auf, auf, der Peterl is do! Er weckt euch auf an seinem Tog von eurem winterlangen Schlof!“ Ein anderer steirischer Bienenweckruf lautet:

„Beinlar, auf, auf!
In Gott's Nam'!
Frisch und g'sund,
Beinlar, auf, auf!
Frisch und g'sund, frisch und g'sund!
Da Pedastog is in Lond!“¹⁶

Auch in der Umgebung von Graz war es einst an diesem Tag unter den Imkern Brauch, ihre Bienenvölker aufzuwecken. Jemand von den Hausleuten ging noch vor Sonnenaufgang hinaus zu den Bienenstöcken. Mit dem großen „Labnschlüssel“ klopfte sodann der „Beinaufwecker“ an die Stöcke und sprach nach Art der alten Beschwörungsformeln folgenden Spruch:

„Beinl auf, Beinl auf, heint is Peterstog;
Viel Heni und Wochs zamtrogn;
Nieda aufsitz'n, frühah schwarn (schwärmen).“

Die Bienenvölker antworteten mit dem bekannten Summen. Sodann begab sich der „Beinaufwecker“ zu den im nächsten Umkreis der Bienenhütte befindlichen Sträuchern und Bäumen. Er durfte sich jedoch an diesem Tag nicht weiter vom Haus entfernen, denn sonst würden die schwärmenden Bienen ihren Flug dorthin unternehmen¹⁷. Der Apostel Petrus, der in der Steiermark und Krain in Legenden häufig mit Bienen in Verbindung gebracht wird¹⁸, wurde noch um die Jahrhundertwende in der Oststeiermark als Bienenpatron verehrt. An seinem Festtag begaben

sich die Bienenbesitzer in die Kirche und wohnten mit brennenden Kerzen dem Gottesdienst bei¹⁹.

Ein anderer wichtiger Lostag für den steirischen Bienenzüchter ist der Josefitag (19. März). Es heißt, wenn es an diesem Tag schön und heiter ist, soll man seinen Rock verkaufen und dafür Bienen erstehen, denn die Bienen werden in diesem Jahr gut gedeihen und den Wohlstand vermehren. Schon eine alte steirische Bauernregel besagt:

„Zu Josefi hell und klar,
gibt ein gutes Honigjahr.“

Ein gutes Honigjahr folgt auch, wenn es am Aschermittwoch von den Bäumen tropft. Bienen soll man überhaupt nur im Frühjahr kaufen, weil die leidige Überwinterung vom Oktober bis März wegfällt. Auch in Bienensegen wurde der hl. Josef bedeutsam, da er als Frühlingsheiliger den Flug wieder möglich macht. Nach einem Bienensegen des 16. Jahrhunderts stand Maria auf einem Berge und sah einen Schwarm Bienen; „sie hub ihre gebenedeite Hand“ und verbot ihm den Wald und stellte ein von Josef verfertigtes Faß auf: „in das sollt er fliegen und sich seins Lebens genügen.“²⁰

Wie im Sudetenland und in der Schweiz so steckte man auch in der Steiermark zu Ostern nach der Palmweihe an jeden Bienenstock einen geweihten Palmzweig. In den Windischen Büheln, wo die Bauern mit den geweihten Palmbüschen oft um die Felder zogen, herrschte die Volksmeinung, daß dabei kein Schritt in fremdes Land gemacht werden durfte, denn sonst würden die jungen Bienen beim Schwärmen in das Feld des Nachbarn fliegen und nicht mehr zurückkehren²¹.

Die Bienenväter sehen ein recht frühes Schwärmen der Bienen sehr gern, weil dann das Volk desto eher erstarben sowie reichlichere Wintervorräte einsammeln kann. Bringt der Mai schönes Wetter, freut sich der Bienenzüchter, denn schon eine alte Bauernregel sagt:

„Ein Bienenschwarm im Mai
ist wert ein Fuder Heu.“²²

Mit großer Spannung wurde vor Zeiten der erste Schwarm erwartet. War er ausgezogen, so ging ein Höllenlärm los: Sensen und Sicheln wurden geschlagen, Schüsse abgefeuert, Erde geworfen und mit einem Besen Wasser gesprengt, um die Bienen zum Niedersitzen zu veranlassen. Dann wurde ein Korb, auch „Beinsumper“ oder „Bienenbager“ genannt, hergerichtet. Er wurde mit „Kiedlkraut“, wie der Thymian mundartlich ge-

nannt wird, ausgerieben, in Jauche getaucht, deren Geruch den Bienen angenehm ist, und schließlich mit Honig angestrichen. Auch das Kreuz aus geweihter Weide wurde nicht vergessen. Im Jogelland pflanzte man deshalb in der Nähe der Bienenstöcke gerne Thymian an. In Bayern wird der Korb mit „Imkraut“ (Melissenkraut), das, wie schon der Name sagt, als ein die Bienen besonders anziehendes Kraut bekannt ist, eingerieben. Der so hergerichtete Korb wurde dann über den Schwarm gehängt und man trieb die Bienen mit „Wiamad“ (Wermutkraut) hinein. Bald darauf beginnen die Bienen das „Gflader“, wie die Waben in der Sprache der bäuerlichen Imker genannt werden, zu bauen. Das Abgeben des Nachschwarmes wird erfahrungsgemäß abgewartet und das Tüten und Quaken der beiden Königinnen mit „Furt, furt“ und die Antwort mit „Net, net“ ausgelegt²³. Der merkwürdige Aberglaube, daß ein ausfliegender Bienen Schwarm durch metallischen Lärm gelockt werde, nahe beim Bienenstand niederzugehen, wurde wohl von den Römern zu uns gebracht, denn schon Virgil gibt den Rat, einen Bienen Schwarm durch „klingendes Erz und den Hall der Cymbeln“ zurückzuhalten. Allerdings hat der Lärm, der beim Schwärmen gemacht wird, nicht nur den Zweck, die Bienen zum Niedersitzen zu bringen, sondern vor allem die Nachbarn aufmerksam zu machen und das Recht auf den Schwarm zu wahren. Dies ist wohl die einfachste Erklärung für den so merkwürdigen Brauch, der heute noch im niederösterreichischen Waldviertel, in Bayern, Schwaben und in der Schweiz üblich ist²⁴.

Die Bienen, die im Juni in Akazien und Sommerlinden, in den Feldern der weißen Ackerbohnen, auf Kornblumen und Wicken, Glockenblumen und Gurkenkraut, Himbeeren, Brombeeren, Weißklee und Thymian weiden, haben in diesem Monat ihren Haupterntemonat und Hauptschwarmmonat. Sofern der Imker das Schwärmen nicht künstlich verhindert, muß er nun sehr wachsam sein, um den als unbewegliche Traube im Baum hängenden Schwarm rechtzeitig zu pflücken, oder die Bienen ziehen mit ihrer Königin auf und davon.

Im August, wenn im Bienenstock die Drohnenschlacht entbrennt, geben im Süden unseres Landes die blühenden Buchweizenfelder den Bienen eine ausgezeichnete Nahrung und den Imkern viel Honig. Zu Maria Schnee, am 5. August, meint der steirische Imker, „ist's zum Beinstock heben“. Findet man um diese Zeit, daß die Bienenstöcke leicht sind, so darf kein Honig entnommen werden²⁵. Die eigentliche Zeit für die Honigentnahme, das sogenannte „Unterschneiden“, war Michaeli (29. September). In früherer Zeit war der ländliche „Beinlvater“, der eine Heidenangst vor seinen Lieblingen hatte und sich deshalb auch eine entsprechende Ausrüstung zurechtgelegt hatte, sehr vorsichtig bei der

Entnahme von Honig. Er meinte: „Soviel wie ein Laib Brot schwer ist, soll man den Bienen über den Winter lassen.“ Für die Entnahme des Honigs wurde ein gekrümmtes Messer verwendet und der Honig wurde nach Erwärmung durch Tücher gepreßt. Der Rückstand hieß „Beinlbeiß“ und galt als vortreffliches Räuchermittel bei Eutererkrankungen der Kühe²⁶.

Im September, in dem sich das Kräuterjahr dem Untergang zuneigt, endet auch das Jahr der Bienen. Lockt Matthias im Februar die Bienen heraus, so packt sie Matthäus im September ein. Wer nach alter Art mit einem alten strohgeflochtenen Bienenkorb arbeitet, schwefelt die Völker, die zum Einwintern nicht taugen, zu Tode, während der mit der auswechselbaren Wabe arbeitende Imker die Bienen nicht tötet, sondern die untauglichen Völker entweiset und die der Königin beraubten Bienen zur Stärkung schwächerer Völker verwendet. Im Ennstal geschah ehemals das Töten überzähliger Schwärme durch das sogenannte „Abwässern“ („Owassern“), in der Mandlinger Gegend durch das sogenannte „Ausschwoaben“, wobei der ganze Strohstock in fließendes Wasser gehalten wurde²⁷. Im Oktober verschließen die Bienen nach der Tracht ihr Haus. In der Steiermark heißt es:

„Nach St. Wendelin (23. Oktober)
die Immen nicht mehr ziehn.“²⁸

Im Bienengarten herrscht nun Ruhe, und Bienen und Bienenwirt erwarten das Kommen des Frühlings. Durch all diese Bräuche im steirischen Bienenjahr kommt natürlich zum Ausdruck, was wir auch heute glauben und wissen, daß die Bienenpflege eine ganz besondere Sorgfalt und Hingabe verlangt, was sich dann aber auch lohnt in der seelischen Rückwirkung auf den Pfleger, den Imker. Er wird als rechter „Bienen vater“ auch seelisch wirklich väterlich.

Die Gaben der Bienen, Honig und Wachs, werden seit Jahrhunderten von einem Gewerbe verwertet und veredelt, das zu den ältesten des deutschen Handwerks zählt und das sich immer in seiner ganzen Bescheidenheit nur „Lebzelter“ nennt. Es erzeugt nach uralter und wohlgehüteter Überlieferung den „Zelten“, der am Rhein und an der Donau durch all die Jahrhunderte konservativ in seinen Grundformen blieb, trotz der Verschiedenheit seiner Zusammensetzung, die in Deutschland die Lekerli, den Pfefferkuchen und die Pfeffernüsse und in Österreich den Lebkuchen grundsätzlich bestimmt. Was dieses Wort bedeutet und woher die Lebkuchen (mhd. lebekuoche) stammen, ist nicht ganz klar. Man nimmt an, Wort und Sache entstammen dem klösterlichen Bereich und

die erste Hälfte des Wortes „leb-“ gehe auf das lateinische Wort „libum“ zurück, mit dem die alten Römer ihre aus Honig bereiteten Opferkuchen bezeichneten, während die andere Worthälfte, die auf das ahd. „zelto“ zurückführt, die uralte, flache, fladenförmige Form dieses Gebäckes kennzeichnet. Schon im Mittelalter wurde in den Klöstern der Honig, ein uraltes dämonenvertreibendes Heilmittel, in der weihnachtlichen Festzeit zur Herstellung von Lebkuchen verwendet. Die Sammlung Wolf in Eisenstadt bewahrt noch einen großen Model für einen Weihnachtszelen, der um 1500 entstanden ist und aus einem Salzburger Kloster stammt^{28a}. Seit dem 14. Jahrhundert finden wir in den einzelnen deutschen Städten das Lebzeltergewerbe vertreten, und der süddeutsche Prediger Geiler von Kaisersberg erwähnt bereits im Jahre 1508 die altüberlieferte Sitte, sich zu Weihnachten gegenseitig mit Lebkuchen zu beschenken.

Auch in der Steiermark wurden Lebkuchen wohl schon sehr früh hergestellt. Der erste steirische Lebzelter wird bereits in einem Reiner Urbar aus dem Jahre 1395 erwähnt²⁹. Ursprünglich eine sehr begehrte und kostbare Leckerei für die Wohlhabenden, fand der Lebzelter als wohlschmeckendes Festgebäck bald auch in die Häuser des aufstrebenden Bürgertums Eingang. Seit dem 15. Jahrhundert scheinen sich dann auch die berufsmäßigen Lebkuchenbäcker oder Lebzelter in den steirischen Städten und Märkten niedergelassen und dort gleichzeitig mit der Wachszieherei oder Bäckerei ihr Gewerbe ausgeübt zu haben. In den österreichischen Landen besaß dieses blühende Gewerbe schon im 15. Jahrhundert in der „Wiener Hauptlade“ eine Standesvertretung der Meister. Die steirischen Lebzelter erhielten von Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1597 eine Handwerksordnung, die in den Jahren 1638, 1660 und 1713 bestätigt wurde³⁰. Die Patronin der Lebzelterzunft, die sich über ganz Steiermark und Krain erstreckte, war die hl. Maria. Die silbergetriebene Statuette der Immaculata auf einem Bienenkorb erscheint noch 1788 als Fahnenstangenbekrönung der Grazer Lebzelter³¹. Die Artikel dieser Lebzelterordnung stellten der Zunft die Aufgabe, „einen von Bürgerfleiß, religiösem Geist und sittlichem Ernst durchdrungenen Handwerkstand heranzuziehen“. Die Bedeutung der Lebzelterzunft geht schon aus ihrem Aufdingbuch hervor, das aus den Jahren 1655 bis 1770 erhalten ist und für diese Zeit 749 neubestellte Lehrbuben ausweist. Im Jahre 1714 gab es zum Beispiel in Murau drei Lebzelterwerkstätten. Ähnlich war die Zahl der Lebzelter wohl auch in den übrigen steirischen Ortschaften, ganz abgesehen von Graz, wo diese Zahl entsprechend höher war. Können doch die beiden angesehensten Vertreter des Leb-

zeltergewerbes in Graz, die Familien Mandl und Haller, ihre Geschäftsgründung auf die Jahre 1678 beziehungsweise 1783 zurückführen^{31a}.

Die „Wachsler“ oder „Wachskerzler“, die 1617 in Graz sonderbarerweise mit den Speckverkäufern in einer Bruderschaft vereint waren, haben sich hier erst verhältnismäßig spät von den Lebzelterern als eigenes Gewerbe abgetrennt. So gab es um das Jahr 1580 erst einen einzigen „Wachsler“ in Graz. Im Jahre 1630 erbaten die „Wachskerzler“ ein neues Privileg, das ihnen 1633 auch erteilt wurde. Ihre Handwerksordnung wurde in den Jahren 1707, 1710 und 1751 bestätigt. Die „Wachskerzler“ stritten oft mit den Lebzelterern wegen der Abgrenzung des Arbeitsgebietes. Im Jahre 1708 gestand die Regierung den Lebzelterern auf Grund ihrer alten Ordnung das Erzeugen von Wachskerzen zu; erst Kaiserin Maria Theresia beschränkte 1751 das Recht des Wachshandels und der Wachsarbeit auf die „Wachskerzler“³².

Jahrmärkte, Kirchweihfeste und viele andere Festtage boten dem Lebzelter die beste Gelegenheit, sich ein gutes Drauskommen zu sichern. „Kirchtag-Büchel“ für die Jahre 1797 bis 1828, die das altangesehene Haus Hofer in Irdning bewahrt, geben einen guten Einblick in den Absatz der Marktfahrer. „Von Irdning fuhr der Lebzelter am Feste des Süßen Namens Jesu nach Gröbming, das er, wie Öblarn und Haus, auch am Lichtmeßtag aufsuchte. Im Fasching ging es nach Öblarn, am Osterdienstag nach Stainach, am Sonntag vor Georgi und zu Georgi nach Pürgg, am dritten Sonntag nach Ostern nach Mitterndorf, am Kreuzauffindungstag nach Öblarn, am Pfingstmontag nach Schladming und am Jakobstag nach Haus. Noch viele andere Festtage des Jahres gaben Anlaß zum Marktfahren, auch nach Liezen, Wörschach und Donnersbachwald.“ Der Lebzelter war aber auch, wie der Wachszieher, im Umkreis größerer Wallfahrtsorte anzutreffen, weil ja früher nicht nur Kerzen, Wachsstöcke und Votivgaben zum Um und Auf eines angesehenen Wallfahrtsortes gehörten, sondern auch würzig duftendes Honiggebäck in verschiedenen Formen und der köstliche Honigwein. Da der Wachs- und Honigbedarf nicht immer durch die bäuerlichen Bienenzüchter der eigenen Landschaft gedeckt werden konnte, wurde Rohhonig aus den trachtreicheren Gebieten der ehemaligen Untersteiermark und Krains bezogen. Dieser Rohhonig wurde in Fässern geliefert, und zwar als Gemisch gestampfter Waben, in dem sich allerdings oft auch Larven und Bienen befanden³³.

Außer den spärlichen Nachrichten, Urkunden und Zunftaufzeichnungen, die uns von der Geschichte des steirischen Lebzeltergewerbes berichten, besitzen wir noch eine andere Quelle, die uns von der Kunstfertigkeit und von der Blüte dieses alten Kunsthandwerks erzählt und uns zugleich einen Blick in jene uralte Vorstellungswelt tun läßt, mit welcher

die Herstellung des *Lebkuchens* seit grauer Vorzeit verbunden ist. Es sind dies die meist wunderschön geschnitzten, vielfach sehr alten Holzmodel, mit deren Hilfe der zähe Lebkuchenteig in Formen gepreßt wurde. Ihre mannigfaltigen Gestalten und Formen wissen dem Kundigen viel von den alten Glaubensvorstellungen, vom überlieferten Kult und Brauch zu erzählen. Diese steirischen Lebzeltermodel, Erzeugnisse einer bemerkenswerten Kleinkunst, stammen ihrer Darstellung nach fast durchwegs aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. Sie wurden vielfach von den Lebzelttern selbst hergestellt. Die Vorbilder für die Formen entstammen zum größten Teil als gesunkenes Kulturgut der Hof- und Adelswelt oder auch dem Soldatenleben. Daneben findet man aber immer wieder die von der bäuerlichen Gemeinschaftskultur unserer Vorfahren übernommenen mythologischen Sinnbilder und Gestalten.

Seit alters her durfte in Steiermark bei allen Festen des Jahres der Lebkuchen, dem uralter Volksglaube segenspendende Kräfte zuschreibt, niemals fehlen. Dem Feste entsprach meist das Thema der künstlerischen Gestaltung. So spendet St. Nikolaus sein und seines Widerparts, des Krampusses, aus Honigteig geformtes Abbild den Kindern. Die Modelsammlung des Steirischen Volkskundemuseums bewahrt nicht weniger als fünf verschiedene Darstellungen, deren jüngste aus dem Jahre 1854 stammt. Zu Weihnachten schenkten sich in früherer Zeit die Erwachsenen in Lebkuchen gepreßte Darstellungen des Christkinds in der Krippe. Während die heute noch vorkommenden Reiterfiguren eine letzte Erinnerung an den Schimmelreiter oder an altgermanische Tieropfer sind, mag die häufige Darstellung einer am Spinnrad sitzenden Frau in Lebkuchenform noch mit Frau Berchta, der Schützerin der Spinnstuben, zusammenhängen. Die als Neujahrsgabe früher besonders beliebten Lebkuchen mögen ebenfalls eine letzte Erinnerung an heidnische Tieropfer in sich bergen. An ihre Stelle ist dann später, wohl unter christlichem Einfluß, der Fisch getreten, der unter den alten und neuen Lebzeltformen immer wieder anzutreffen ist. Ein schöner, kreisrunder Model im Steirischen Volkskundemuseum erfreut den Beschauer mit einem kunstvoll geschnittenen Osterlamm mit Gloriole, Fahne, Kelch und Blumen, während ein anderer die Spendung der Firmung sehen läßt. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß dem Lebkuchen in früherer Zeit eine große Bedeutung als Liebesgabe und beliebtes Geschenk bei Hochzeiten und Taufen zukam³⁴. In diesem Zusammenhang möge auch ein zusammengesetzter obersteirischer Lebkuchen Erwähnung finden, dessen Einzelteile aus dem gleichen Model vereint sind. Die drei Teile ergeben zusammen einen Schuh, in dem ein Wickelkind liegt. Allem Anschein nach handelt es sich hier um ein Gebäck, das mit der Hochzeit in Verbindung

steht und auf die Fruchtbarkeit Bezug nimmt³⁵. Eine Unzahl von Modellen für Lebkuchenherzen, die immer wieder das alte Fruchtbarkeitsmotiv des Lebensbaumes in sich schließen, sowie eine große Anzahl von Wiegen- und Wickelkindern zeigt deutlich, daß bei all diesen Gelegenheiten Verwandte und Freunde es nicht versäumen durften, den Neuvermählten oder der jungen Mutter die uralte, segenspendende Lebkuchengabe darzubringen.

Wann und wo jedoch die ersten Lebkuchen im deutschen Lebensraum hergestellt wurden, ist völlig ungewiß. Die erste Nachricht von der Erzeugung figürlicher Gebäckbäckereien gibt der hl. Eligius, der im 7. Jahrhundert dagegen wettet, daß „in Jänner Backwerk in Gestalt von Hirschen und Hexen in abergläubischer Weise angefertigt werde“. Der Brauch, Gebäckbrote zu backen, ist aber viel älter. Er reicht in die fernste Vergangenheit des germanischen Volkstums hinein, da einerseits als Urform des Lebkuchens die Nachbildung der Sonnenscheibe gilt, und andererseits die Gebäckbrote ihren Ursprung in kultischen Opfern haben, die man nicht nur Gottheiten, sondern auch den Seelen der Toten darbrachte. Die Zeit jedoch machte aus der ursprünglich echten Kultgabe ein Scheinopfer. Grundlegend änderte sich dabei das stoffliche Wesen; die Form jedoch blieb gleich. Während man einst das Haargeflecht der Frau opferte, gab man später den Brotzopf. Der auf jedem steirischen Kirchtagstand anzutreffende „Roßreiter“ ist ein zum lebzeltternen Dragoner oder Husaren gewordenes Überbleibsel altgermanischer Roßopfer. Brauthahn, Hase oder Wickelkind aus Lebzelt sind Reste uralten Zeugungs- und Fruchtbarkeitszaubers, und auch dem süßen Lebzelttherz, das der Bursche beim Kirchtagstand ersteht, wohnt eine werbende Kraft inne^{35a}.

Neben dem Lebzeltopfer stand schon in frühchristlicher Zeit das *Wachsoffer*. Wenn die Wachszieherkunst weniger Beachtung findet, so mag es daran liegen, daß ihr ein mehr religiöses Verbreitungsgebiet zufiel, denn die Wachszieher des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte haben sich hauptsächlich mit Kerzenerzeugung und dem Ziehen von Wachsstöckeln beschäftigt, aus welchen sich allmählich die Weihnachtskerzchen entwickelt haben. Die Zeit der großen Wachsmärkte, die ehemals am Lichtmeßtage die Kirchenplätze mit Kerzen- und Lebzeltständen und die Luft mit dem köstlichen Geruch frischen Bienenwachses erfüllten, ist freilich vorbei, und die Wachszieher von heute mögen mit Wehmut jener Zeit gedenken, da eine zu Maria Plain bei Salzburg am Lichtmeßtage des Jahres 1711 geweihte Wachskerze 150 Pfund wog und ein Zugwerker zwei Rösser vorspannen mußte, um sie zu dem Gnadenbild zu bringen³⁶. Dazumal hingen die Kerzen wie die Orgelpfeifen in langen Reihen von den Standlstanen, rote Seelen-, weiße Taufkerzen,

schwarze Wetterkerzen, gold- und silberprangende, armdicke Pfundkerzen wechselten mit kleinen, roten, just für die Dauer eines Rosenkranzes bemessenen „Seelenlichtern“. Unter diesen Kerzen fanden sich unzählige, die ihrer Ausschmückung wegen als wahre Kunstwerke ihrem Schöpfer alle Ehre machten. Duftige, liebliche Blumen und Engelsköpfe, Ornamente, Symbole und Heiligenbildnisse aus buntem Wachs zierten vor allem die oft armdicken Opferkerzen und Osterlichter. Kerzen waren jedoch nicht nur beliebte Opfergaben und Patengeschenke, sie wurden auch gerne zum Frühgottesdienst in die Kirche mitgenommen. Im Ennstal verzierten die Lebzelter die Kerzen und andere Wachserzeugnisse durch Bearbeitung mit Zwickzängelchen und wurden deshalb vielfach sogar ausdrücklich als „Zwicker“ bezeichnet. „Gezwickte Kerzen“ sind ein Begriff für sich und wurden früher auch als Gesellenstück gefordert³⁷.

Auf dem Budlbrett des Lebzelterstandes prangten aber auch in den milden Farben, wie sie nur echtes Bienenwachs zeigt, die Wundergebilde der Wachsstöcke in unterschiedlichen Größen und Formen, nach deren Herstellungsverfahren die Wachszieher ihren Namen erhalten haben. Die Stöcke, aus dünn mit Wachs überzogenen Dochten gewunden, wurden nicht nur am Altar als Seelenlichter entzündet, sondern brannten auch daheim zu bestimmten Anlässen. Neben den einfachen Stöcken waren bemalte oder mit Bildchen geschmückte beliebt, zuweilen in Buchform oder als Krone gestaltet, in die wächserne Blumen gestellt werden konnten. Neben solchen Zierstücken sind auch die großen und kleinen bunten Heiligengestalten, Madonnen und Christkindln, die, zumal auf dem Lande, unter einem Glassturz, heute noch da und dort eine steirische Bauernstube zieren, oder die ansprechenden, merkwürdig lebendigen Köpfe alter Krippenmandeln aus den gestaltenden Händen des Wachsziehers hervorgegangen.

In opferfreudigen Zeiten, die viele Pilger an Gnadenstätten sahen, verließen auch allerlei Wachsfiguren die Werkstatt des Meisters. Wachsoffer waren ja schon frühzeitig gebräuchlich. Gläubige pflegten sich bei besonderen Anlässen oder Anliegen, vor allem in schwerer Krankheit, selbst oder den verlobten Gegenstand in Wachs aufgewogen zu opfern. Deshalb finden sich auch noch in so manchen steirischen Wallfahrtskirchen neben vergilbten Büchern und Bildern, die von Wundern berichten, kleine Schätze an originellen Wachsgußwerken. Nicht nur puppenhafte Darstellungen von Leibestteilen, wie Herzen, Armen, Beinen, Zahnkiefen, Augen und Lungen, deren Heilung erfleht wird, sondern auch menschlichen Gestalten in altertümlicher Gewandung, aber auch Pferde, Rinder, Schweine, Schafe und Bienenkörbe finden sich unter den Votivgaben aus gelbem und rotem Wachs, die heute noch in der Wallfahrts-

kirche Frauenberg an der Enns aufgeopfert werden. In St. Leonhard, einer Filialkirche von Kalwang, besteht eine eigene Wachskammer, in der Hunderte von mannigfachen Wachsmotiven in Reih und Glied stehen und in Fächern verwahrt liegen. Auch in St. Leonhard bei Murau gibt es noch viele alte Votivgaben^{37a}.

Die dritte Kunst der alten Lebzelter, die *Metsiederei*, die sich in der ländlichen und städtischen Hauswirtschaft besonders im bayerisch-österreichischen Gebiet hie und da noch bis in die Neuzeit erhalten hatte, ist heute nahezu in Vergessenheit geraten oder wohl von der industriemäßigen Erzeugung vieler Getränke verdrängt worden. Ursprünglich mag Met nur aus Wasser, vermischt mit Honig, bestanden haben; dieses sott man und ließ es, in Gefäße abgezogen, im dunklen Keller gären und reifen. Später wurde der Honig oft auch mit Hopfen und Hefe versetzt. Schon 400 v. Chr. stellte Pytheas von Massalia im hohen Norden die Verwendung von Honig zu Met fest. In einem bronzezeitlichen Mädchengrab von Egtved, nördlich von Hadersleben, kam ein Birkengefäß zum Vorschein, das Honigspuren enthält³⁸. Reste von Met wurden auch in zwei in Norddeutschland ausgegrabenen altgermanischen Trinkhörnern des 1. Jahrhunderts n. Chr. gefunden. Vom Honigzusatz fanden sich noch Blütenpollen, von der wilden Rose und vom Lein³⁹.

Beim Auswaschen des Wachses wurde in der Obersteiermark auch im häuslichen Betrieb Met hergestellt, eine Übung, die sich in einzelnen Häusern allmählich verlor und ganz auf die Lebzelter übergegangen ist. In der Steiermark ist der „süße Met“ eine Honiglösung, die gekocht, gewürzt und dann geseiht wird. Der „starke Met“ hingegen wird mit etwas Hopfen versetzt und auf einen geringeren Süßigkeitswert heruntergeregoren. In Kärnten gibt es neben dem alkoholschwachen sattgelben, gewöhnlichen Met den stärkeren, dunkelrötlichen „Nag'lmet“ (Nelkenmet) mit Gewürzzutaten⁴⁰. Met wurde in früherer Zeit hauptsächlich bei besonderen Anlässen ausgeschenkt: vor allem um die Sommersonnenwende als „Johannismet“. Johannes der Täufer, der sich in der Wüste vom Honig wilder Bienen ernährte, wurde in der Steiermark vom Volke „Methansl“ genannt, und an seinem Fest wurden die Metschenken der Lebzelter viel besucht. Die Burschen bewirteten ihre Mädchen mit Met, der Stärke und Schönheit verleihen sollte⁴¹. Daß der Brauch des Mettrinkens am Johannistag sehr alt ist und früher sogar in den Klöstern geübt wurde, beweist ein Vermerk im Kellerregister des Nonnenstiftes Göß für die Jahre 1732 bis 1740: „vor alle leidt in dem Kloster 12 viertel Achter Mött, welches all Jahr am st. Johannestag ist 1 fl. 36 kr.“^{41a}. Noch im Jahre 1826 kündigte der Lebzelter Mandl in der „Grätzer Zeitung“ an, „daß in seinem Garten in der Feuerbachgasse am 23. Juny angefangen

und durch volle drey Tage guter Meth ausgeschenkt wird⁴². Im Ennstal wie auch in der Leibnitzer Gegend trank man zur Sommersonnenwende Met, um das Jahr über kein Kreuzweh zu bekommen⁴³. Met wurde von den Lebzeltern auch bei der Firmung zur Pfingstzeit, zu Fronleichnam als „Kranzmet“, an Kirchtagen sowie während der Jahr- und Viehmärkte ausgeschenkt.

Wenn auch die Metsiederei, von Ausnahmen abgesehen, ebenso wie die Wachszieherei als kunstvolles Handwerk verschwunden ist, so sind uns doch die Lebkuchen und die Kerzen geblieben, die den Menschen durchs Leben geleiten, angefangen von der Taufkerze mildem Schein, der auf das Köpfchen des Neugeborenen fällt, bis zum flackernden Licht, das ein verlöschendes Leben begleitet, wenn es seinen Erdenweg beendet hat. Beim Lebkuchen wandelte sich im Zeitalter der Zweckmäßigkeit nur die Form. Gleich blieb seine innere Substanz. Noch immer sind Lebkuchen beliebt, die in reizenden, mit wenigen bunten Zuckerstrichen entworfenen Bildchen ländliches Geschehen, bäuerlichen Brauch und Frohsinn darstellen. Überall in unseren Alpenländern sind noch Lebzelter am Werk. Sie halten am Brauch der Väter fest, wie es ihre Vorfahren taten, und entwickeln aus dem ererbten Gut immer wieder neue Formen.

Daß das Volk auch an die *Heilkraft* des Honigs glaubt, ist gewiß und auch ganz natürlich, tragen doch die Bienen aus Blütenstaub und Blüten-saft das Heilsamste zusammen, was die Natur geben kann. Fliegen sie doch niemals zu einer Pflanze, die schädlich ist, zu keinem Nachtschatten und zu keiner Giftblume. Zudem fällt noch die Haupttracht, die reichste Honigernte, in eine Zeit, in der nach dem Volksglauben jedes Kräutlein doppelte Heilkraft hat: im Frühjahr vor der Sonnenwende und im Herbst zwischen den beiden Frauentagen. In der Steiermark wie auch in Kärnten wird Honig und Honigwasser in der Volksmedizin vielfach verwendet. Honig gilt nach uralter Bauernerfahrung innerlich als leichtes Purgiermittel, ferner als linderndes, schleimlösendes Brustmittel, dann dämpfend gegen „innerliche Hitze“, wie febrige Zustände genannt werden. Äußerlich als sogenanntes „Honigteigerl“ auf Absesse gelegt, „zeitigt“ er sie und „zieht die schwärenden Wunden aus“. Ungezählt sind die Fälle, wo Honig bei Brust- und Magenleiden Linderung oder gar Heilung brachte. Besonders Waldhonig gilt als sehr heilsam für Lungenkranke. Auch die altertümliche Arzneiform der Latwerge, die aus Pflanzenpulver mit Fruchtsalsen und Honig bereitet wird, wird heute noch von den Kärntner Bauern in den Apotheken begehrt und geschätzt⁴⁴. In Kärnten gilt auch gewöhnlicher Met als gelinde auflösendes Getränk für Kinder, die wegen „hitziger“ Krankheiten bettlägerig sind, besonders wenn sie „krassen“, d. h. an „Krass'n“ (Masern), leiden⁴⁵.

Schließlich gilt die Verwendung von Honig im Weihnachts-, Neujahrs- und Hochzeitsbrauchtum als glück- und fruchtbarkeitbringend. Dazu gehören vor allem die über das Alpengebiet verbreiteten Gerichte aus Butter und Honig, die auch für die steirischen Bezirke Gröbming, Liezen, Leoben, Bruck, Murau und Judenburg überliefert sind. Die aus Butter, Honig oder Met und Branntwein verschiedentlich hergestellte Tunke, mundartlich „Honigweike“ genannt, die zusammen mit geschnittenem Weißbrot oder Krapfen genossen wurde, bildete in Knittelfeld ausdrücklich das Gericht der Bauern am Christabend. Das gleiche Gericht wurde auch am Christtag zu Mittag, am Silvesterabend und vor allem am Neujahrmorgen in den Bezirken Murau, Judenburg und auch in der Umgebung von Köflach genossen. Am Neujahrstag durfte in keinem Hause der Honig als Kraftspender und Glückbringer fehlen, denn dieser Tag war, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt, „der einzige, an dem Honig gegessen wird; auch bei Bauern, die selbst Bienen züchten, an keinem andern Tag“. Die Verwendung von Butter und Honig mit dem besonders in der Weihnachtszeit häufig getrunkenen Branntwein ergab offensichtlich ein vom Volk ganz besonders geschätztes Heilgericht, das im Glauben gegessen wurde, daß seine Wirkung das ganze folgende Jahr andauern werde⁴⁶.

Auch das Wachs diente dem Bauern manchmal zu Heilzwecken. Er stellte daraus mit Unschlitt und Harz ein „Bamwachs“ her, das er nicht nur für Wunden der Obstbäume, sondern auch der Menschen verwendete. Ferner ist Bienenwachs ein Bestandteil von Salben und Pflastern, die heilkundige Bäuerinnen und „Banbruchärzte“ daheim bereiten. Wachshaltige Volksmittel sind besonders in Oberkärntner Apotheken noch viel begehrt⁴⁷. Das Umwinden des Halses mit einem gelben Wachsstock galt ehemals in der Hartberger Gegend als ein unfehlbares Mittel gegen Halsschmerzen⁴⁸. In der ehemaligen Untersteiermark suchte man sich dadurch Gesundheit zu sichern, daß man am Lichtmeßtag gleich nach dem Aufstehen einen geweihten Wachsstock anzündete und ihn dreimal um Brust, Hände und Füße wand⁴⁹.

Schon seit dem Altertum befanden sich die Bienen für den Menschen im Bereich des Göttlichen, ein Glaube, der wohl durch das Unvermögen, ihr Wesen und Leben zu ergründen, begünstigt wurde. Dieser Glaube reicht in abgeschwächter oder abgewandelter Form bis in die Gegenwart hinein. Das Christentum faßte diesen alten Glauben in neue Formen und übernahm auch die Verehrung und das Lob der Bienen⁵⁰. In der Steiermark erzählt man sich, der Heiland habe die Bienen aus seiner Hand geschnitten und es sei eine große Sünde, eines der kleinen Tiere wissent-

lich zu töten⁵¹. Auch die auf alte Vorbilder zurückgehende Legende von der Hostie im Bienenstock, die von Leopold Kretzenbacher in einer Sammelhandschrift des Zisterzienserstiftes Rein aus dem 12. Jahrhundert als lateinisches Predigtmärlein entdeckt wurde, war noch im 19. Jahrhundert in der Steiermark als Sage im Volksmund verbreitet⁵². Sie lautet nach einer handschriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahre 1864: „Räuber hatten einst in eine Kirche eingebrochen und darauf die Monstranz und die anderen heiligen Gefäße geraubt. Auf der Flucht verstreuten sie frevelhaft die große Hostie der Monstranz und eilten mit ihrem Raube davon. Die Hostie fiel unweit eines Bienenstockes nieder. Am andern Tag bemerkte der Bauer, dem die Bienenstöcke gehörten, daß die Bienen alle einem bestimmten Korb zuflogen und gar wunderliche Gebärden machten. Voll Neugier ging er schauen und siehe da, welch Wunder! Es schwebte die heilige Hostie aufrecht, und um das heilige Sakrament hatten die Bienen eine wunderbar kunstreiche Monstranz aus Wachs gebaut mit Fuß und Stiel, mit Bögen und Türmchen. Schnurstracks lief der Bauer zum Pfarrer und erzählte ihm die wundersame Märe: daß der Leib des Herrn von seinen Bienen gehoben und verehrt werde. In feierlicher Prozession mit fliegenden Fahnen zog sodann die ganze Pfarre, geistlich und weltlich, groß und klein, betend zum Bienenkorb hin; ehrerbietig wurde das allerheiligste Gut mit der Wachs-Monstranz gehoben und unter Beten und Singen zur Kirche zurückgetragen. Und siehe! da flog der ganze Bienenschwarm auch mit, summte ober der Monstranz her und zog mit in die Kirche ein. Es umschwärmten die Bienen den Tabernakel in einem fort, bis sie tot zu Boden sanken. Niemand mochte sie aus der Kirche treiben. Sie hatten niemandem ein Leides zugefügt.“ Eine Legende aus dem Zillertal weiß zu berichten, daß ein Imker, um mehr Segen bei seinen Bienen zu haben, eine konsekrierte Hostie von der Kirche heimgenommen und in den Bienenstock gegeben habe. Die Bienen haben viel getragen, haben aber auch eine Monstranz aus Wachs um die heilige Hostie errichtet⁵³.

Unter den Tiersegen nehmen in der frühmittelalterlichen Literatur die *Bienensegen* die erste Stelle ein⁵⁴. Sie sind meist lateinisch und gehen auf die Klöster zurück, in welchen wegen des großen Wachsbedarfes viel Bienenzucht betrieben wurde. Alle Bienensegen hatten vor allem den Zweck, das Fortfliegen der neuen Schwärme zu verhindern. Der Form nach sind diese Schwarmsegen Beschwörungen. Wie weit die Mönche alte Beschwörungsformeln als Vorbilder benützt hatten, läßt sich nicht feststellen. Bei Gott und Christus werden die Bienen beschworen, nicht fortzufliegen, sondern in die neue, bereitgehaltene Behausung zurück-

zukommen. In dem schönen altdeutschen Lorscher Bienensegen wird neben Christus auch Maria zu Hilfe gerufen⁵⁵. Er lautet in Will Vespers Übertragung:

Christ, die Immen sind draußen!
 Nun fliegt, meine Tierchen, her und hin.
 Friedlich, fromm, in Gottes Hut
 sollt ihr heimkommen gut.
 Sitze, sitze, Biene da!
 gebot Sancta Maria.
 Urlaub nicht hast du!
 Zu Holze nicht flieg du,
 daß du mir nicht entrinnest
 noch dich mir entwindest.
 Sitze viel stille!
 Wirke Gottes Willen!

In diesem lieblichen Bienensegen, der von schmeichelnder und doch bestimmter Innigkeit erfüllt ist, wird Magie Zutraulicheit, Zauber zum freundschaftlichen Wohlwollen. In späteren lateinischen und deutschen Bienensegen erscheint neben Maria auch der hl. Josef in den Formeln. Ein solcher Segen aus dem Jahre 1477 lautet: „Ich peswer euch pey dem allmachtigen got, das ir in chainen wald noch in chain veld nicht kompt und chain flucht von hin habt noch tut. Sand Abraham der pehab euch, sand Jakob der pring euch wider zu, Sand Abraham der volg euch, Sand Josephen der halt euch zusamen. Ich peswer euch pey unser frawen Maria, der ewigen magt, ich peswer euch pey Sand Josephen, das ir von diser stat nicht komt wan zu rechten flug an ewer stat. Ich peswer euch pey per Patrem, per Filium, per Spiritum sanctum, das ir chainen urlab von hin habt ze fliegen zu chainen menschen⁵⁶.“ Die Bienensegen haben sich, soweit wir sehen, ein Heimatrecht unter kirchlichen oder wenigstens geduldeten Formeln nicht erringen können; sie blieben vielmehr auf den privaten Gebrauch beschränkt. Wir finden auch darum in den mittelalterlichen Ritualien nirgends eine *benedictio apum*, eine Segnung der Bienen.

Es überrascht nicht, daß man der Biene, der Erzeugerin des vielfach in kirchlichem Gebrauch stehenden Edelstoffes, des reinen Wachses, eine besondere, ja sogar für den Menschen vorbildliche Neigung zur Gottesverehrung zuschrieb. Wie von einem prophetischen Instinkt getrieben, legten die Bienen ihren Honig in den Mund der Kinder, welche die Bestimmung hatten, zu Heiligen heranzuwachsen, wie dies von Ambrosius, Isidor, Dominikus, Petrus Nolascus und von der Augustinerin Rita erzählt wird⁵⁷. Die Bienen, wie auch ihre christlichen Imker hatten immer

schon ihre *Patrone*. Diese waren zwar nicht selbst Imker, aber Volksverehrung und Legende haben sie irgendwie mit den Bienen in Verbindung gebracht. Wo und wann dies begann, läßt sich, wie bei vielen anderen religiösen Bräuchen, auch hier nicht feststellen. Der Bienenstock gilt für drei große Heilige als besonderes Erkennungszeichen: Sankt Ambrosius, St. Bernhard und St. Johannes Chrysostomus. Letzterer, ein orientalischer Heiliger, weil man seine „honigfließende“ Beredsamkeit darstellen wollte. Als Patron der Bienenzüchter wird er nicht verehrt.

Der hl. Ambrosius, einer der vier großen lateinischen Kirchenlehrer, wurde wahrscheinlich um das Jahr 340 zu Trier geboren, wo sein Vater oberster Verwaltungsbeamter der Provinz Gallien war. Aus seiner frühen Kindheit berichtet die Legende: Als eines Tages das Kind im Hofe des väterlichen Palastes schlief, kam ein Bienenschwarm daher und die Bienen flogen wiederholt in den offenen Mund des schlafenden Knaben. Die Magd wollte die Bienen abwehren, doch der Vater hinderte sie daran, damit sie die Bienen nicht erzürne und diese dann das Kind schädigen. Nach einer Weile flog der Schwarm wieder weg, ohne dem Kind einen Schaden zugefügt zu haben. Ambrosius, der später Bischof von Mailand wurde, zeigte als solcher eine „honigfließende“ Beredsamkeit, die auch der hl. Augustinus in seinen „Bekenntnissen“ rühmt. In diesem Sinne wurde der Honig zu einem Sinnbild der Beredsamkeit. In einer seiner Schriften schildert Ambrosius auch die Bienen und betont besonders ihr beispielgebendes Verhalten zur Königin, ihren Gemeinschaftssinn und Arbeitsfleiß. Ambrosius, der 397 starb, ist wohl der bedeutendste Bienenpatron. Im Süden wird sein Tag, der 7. Dezember, vielfach festlich begangen. Dargestellt wird er als Bischof mit einem Bienenkorb, obwohl dieses Attribut in Deutschland nicht immer üblich gewesen zu sein scheint.

Der hl. Bernhard von Clairvaux war Begründer und erster Abt des Zisterzienserklosters Clairvaux und erhielt wegen seiner Predigten und Schriften den Titel „honigspendender Lehrer“. Die Darstellung mit dem Bienenkorb war wegen dieses Titels selbstverständlich, war aber wohl für die Bienenfreunde Anlaß, ihn zum Patron zu erwählen. Sein Fest ist am 20. August. Dargestellt wird er im weißen Zisterzienserhabit mit Mitra und Stab und einem Bienenkorb zu Füßen⁵⁸.

Schließlich sei noch erwähnt, daß auch der hl. Valentin, Bischof von Terni in Umbrien, als Patron der Bienenzüchter angegeben wird. Die gewöhnlich als Schutzpatrone des Bienenvolkes angeführten Heiligen Ambrosius und Bernhard haben es allerdings nicht überall zur Volkstümlichkeit bringen können. Das Volk wandte sich für seinen Bienenbesitz an die ihm bekannten Tierpatrone, so in Bayern an den hl. Leonhard, an dessen Verehrungsstätten sich denn auch Bienen und Bienen-

körbe aus Wachs und Eisenblech als Weihegaben finden⁵⁹. In der ehemaligen Untersteiermark wurde in manchen Gegenden auch der heilige Gregor als Bienenpatron verehrt⁶⁰.

Die Bienen spielen heute noch eine große Rolle in der Kirche, denn sie verwendet nur Kerzen aus reinem Bienenwachs, deren Licht den Gläubigen den Erlöser, das „Licht der Welt“, versinnbildlichen soll. Da die Biene im Mittelalter als geschlechtslos galt, so konnte im Wachs, dem Erzeugnis der jungfräulichen Bienen, auch ein Symbol der jungfräulichen Mutter Gottes erkannt werden, die im Melker Marienlied mit einer von Honig triefenden Wabe verglichen wird. Die Osterkerze, die in den Kirchen von Ostern bis Himmelfahrt brennt, wird seit dem 7. Jahrhundert am Karsamstag feierlich geweiht, wobei der dabei gesungene Exultet-Hymnus preisend der Spenderin des Wachses, der Biene, sinnvoll gedenkt. In süditalienischen Klöstern wurden ehemals die Texte der Kerzenweihe auf Pergamentrollen geschrieben und die Worte und Noten wurden durch farbenfrohe, volkstümliche Bilder aus dem Bienenleben und aus der biblischen Geschichte ergänzt. Diese Rollen legte der zelebrierende Diakon so über den Ambo, daß die Bilder der Gemeinde zugekehrt waren. Einige solcher Exultet-Rollen aus dem 10. bis 12. Jahrhundert sind uns erhalten⁶¹.

Die Biene hat bis hinein in den hochkirchlichen Brauch heilige Bedeutung als Sinnbild tätigen Lebens, Schafferin süßen Lohnes, und ihr Wachs gilt als Sinnbild lichtnährenden Erdentums. Ihr gilt der schöne Lobspruch des steirischen Dichters und ehemaligen Pfarrherrn auf der Festenburg Ottokar Kernstock:

„Heiland, nimmst in Huld die Bienen,
die mit Wachs dem Altar dienen,
die mit Honig uns ernähren,
die uns Fleiß und Ordnung lehren.“

Anmerkungen

¹ K. Schwach, Die Christianisierung und Germanisierung der Steiermark im Mittelalter. Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer, Jg. 3 (1912), S. 323.

² O. K ä m m e l, Die Anfänge des deutschen Lebens in Österreich. Leipzig 1879. S. 283.

³ M. S o o d e r, Bienen und Bienenhalten in der Schweiz. Basel 1952, S. 23 (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 34).

⁴ Ed. C z e g k a, Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Steiermark im Mittelalter bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer, Jg. 3 (1912), S. 320; J. Z a h n, Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, Graz, 1875—1903, Bd. I, S. 42, 43, 60, 64.

- ⁵ A. Mell, Beiträge zur Geschichte des Untertanenwesens in Steiermark II, Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark, Heft 41 (1893), S. 169, 181.
- ⁶ W. Sieber, Das frühgermanische Christentum. Innsbruck-Leipzig o. J., S. 241 f.; H. Wießner, Beiträge zur Geschichte des Dorfes und der Dorfgemeinde in Österreich. Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 30 (Klagenfurt 1946), S. 38.
- ⁷ Rosa Fischer, Bienenheim und Honigseim. Heimgarten, Jg. 27 (1903), S. 372.
- ⁸ Handschriftlicher Ferk-Nachlaß im Steirischen Volkskundemuseum zu Graz (Stallhofen, Friedberg, Schachen bei Vorau, Gabersdorf bei Mureck, Negau, Hl. Kreuz bei Marburg 1842—1894); V. Fossel, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark. Graz 1886, S. 170.
- ⁹ O. Moro, Volkskundliches aus dem Nockgebiet. Klagenfurt 1952, S. 237.
- ^{9a} M. Sooder, a. a. O., S. 200.
- ¹⁰ Hans Rohrer, Volkskundliches von der Bienenzucht in Steiermark. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 4 (1930), S. 66, 67.
- ¹¹ V. Theiß, Ahnenerbe im steirischen Jahrlauf-Brauchtum. Steirische Heimat. Jahrbuch 1944, S. 132.
- ¹² R. Kriß, Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land. München 1947, S. 33.
- ¹³ E. K. Blümmel, Agrarische und Bienenbräuche aus Oberösterreich und Steiermark. Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jg. 6 (1900), S. 173, 174.
- ¹⁴ Ulf Seidl, „Freut euch, Bienlein, Lichtmeß ist da!“ Wiener Zeitung vom 29. Jänner 1956; Fr. Leskoschek, Jetzt kimmt scho bald die Liachtmeßzeit...“, Lichtmeßlied und Lichtmeßbrauch in Steiermark. Blätter für Heimatkunde, Jg. 30 (1956), S. 118 f.
- ¹⁵ H. Rohrer, a. a. O., S. 67.
- ¹⁶ Im Ferk-Nachlaß finden sich auch Belege für die Orte Schaffern, Aflenz und Straß; Th. Unger-F. Khull, Steirischer Wortschatz, Graz, 1903, S. 63.
- ¹⁷ Fr. Monschein, Heimatbuch der Bezirkshauptmannschaft Graz. Wien 1924, S. 373.
- ¹⁸ H. Rohrer, a. a. O., S. 67; W. Tschinkel, Gottscheer Volkstum in Sitte, Brauch, Märchen, Sagen, Legenden und anderen volkstümlichen Überlieferungen. Gottschee 1931, S. 156.
- ¹⁹ Ferk-Nachlaß (Ehrensachsen bei Friedberg, Gutenberg bei Weiz, Schaffern 1900).
- ²⁰ Fr. Leskoschek, Der hl. Josef im steirischen Volksbrauch. Steirischer Volkskalender, Jg. 72 (1949), S. 31; E. K. Blümmel, a. a. O., S. 174; K. Reiterer, Altsteirisches. Graz 1916, S. 88; J. Šašelj, Slovenski pregovori iz živalstva. Etnolog, Jg. 13 (Laibach 1914), S. 140; A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Freiburg im Breisgau 1909, Bd. II, S. 136.
- ²¹ A. Stonner, Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch. München 1935, S. 75; M. Sooder, a. a. O., S. 208; Ferk-Nachlaß (Friedau, St. Andrä in den Windischen Büheln 1880).
- ²² K. Reiterer, a. a. O., S. 94.
- ²³ H. Rohrer, a. a. O., S. 66 f.; Ferk-Nachlaß (Jogelland); StLA Göth'sche Reihe (Kreis Bruck 1814).
- ²⁴ C. M. Blaas, Die Biene in der deutschen Volkssitte und Volksmeinung. Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Bd. 24 (1887), S. 86; Max Schreck, Lob der Bienen. Neue Züricher Zeitung vom 6. August 1939; M. Sooder, a. a. O., S. 16, 192 f.
- ²⁵ K. Reiterer, a. a. O., S. 97.
- ²⁶ H. Rohrer, a. a. O., S. 67.
- ²⁷ K. Haiding, Bienenzucht und Lebzelter-Handwerk. Führer durch die erste Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. Trautenfels 1957, S. 16.
- ²⁸ O. V., Bauernregeln im Oktober. Monatsschrift „s Nuller“, Jg. 2 (1905), S. 5.
- ^{28a} P. G. Engelhardt, Christliche Kunst und religiöses Brauchtum im Wachzieher- und Lebzelterladen, Amstetten 1957, S. 20.
- ²⁹ V. Theiß, Altsteirischer Lebkuchen. Grazer Tagespost vom 2. Dezember 1934.
- ³⁰ J. Zahn, Materialien zur inneren Geschichte der Zünfte. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, Jg. 15 (1878), S. 99, 112; Fr. Popelka, Geschichte der Stadt Graz, Graz 1935, Bd. II, S. 638.

- ³¹ Im Besitz des Grazer Stadtmuseums.
- ^{31a} V. Theiß, a. a. O.
- ³² Fr. Popelka, a. a. O., Bd. II, S. 360, 361, 638; Fr. Popelka, Schriftdenkmäler des steirischen Gewerbes. Graz 1950, Bd. I, S. 183 (Murau).
- ³³ K. Haiding, a. a. O., S. 19.
- ³⁴ V. Theiß, a. a. O.; dazu auch die in Anmerkung 28a zitierte Arbeit von P. G. Engelhardt.
- ³⁵ K. Haiding, a. a. O., S. 22, 23, 24 mit Abbildungen.
- ^{35a} W. Breitschedl, Duftender Zauber. Monatsschrift „Der getreue Eckart“, Jg. 18 (1940), Heft 3.
- ³⁶ Rosa Pazelt, Umschwebt vom Duft der Kerzen und Lebkuchen. Oberösterreichische Nachrichten vom 24. Dezember 1957.
- ³⁷ K. Haiding, a. a. O., S. 21.
- ^{37a} P. G. Engelhardt, a. a. O., S. 10.
- ³⁸ M. Sooder, a. a. O., S. 21.
- ³⁹ J. Grüß, Zwei altgermanische Trinkhörner mit Bier- und Metresten. Forschungen und Fortschritte, Jg. 8 (1932), Nr. 23/24.
- ⁴⁰ K. Haiding, a. a. O., S. 18.
- ⁴¹ A. Schlossar, Cultur- und Sittenbilder aus der Steiermark. Graz 1885, S. 146; K. Weinhold, Aus Steiermark. Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Jg. 8 (1898), S. 447.
- ^{41a} StLA. Unger-Nachlaß (Gösser Kellerregister 1732—1740, fol. 15).
- ⁴² Intelligenzblatt zur Grätzer Zeitung, Jg. 1826, Nr. 96.
- ⁴³ Grazer Tagespost, Jg. 1895, Nr. 181; StLA. Unger-Nachlaß.
- ⁴⁴ Frido Kordon, Bäuerliche Arzneimittel im ostmärkischen Alpengebiet. Wien 1940, S. 33; V. Fossel, a. a. O., S. 55, 59, 79, 104, 117; R. Fischer, a. a. O., S. 373.
- ⁴⁵ Frido Kordon, a. a. O., S. 35.
- ⁴⁶ E. Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Linz 1957, S. 124, Anm. 59 (= Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskunde-Atlas in Österreich, Bd. II); Ferk-Nachlaß (Köflach); StLA. Unger-Nachlaß und Göth'sche Reihe (Bezirk Hieflau 1812); Unger-Khull, a. a. O., S. 355, 356.
- ⁴⁷ Frido Kordon, a. a. O., S. 6.
- ⁴⁸ V. Fossel, a. a. O., S. 101.
- ⁴⁹ Die Österr.-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band Steiermark, Wien 1890, S. 221.
- ⁵⁰ M. Sooder, a. a. O., S. 180.
- ⁵¹ Rosa Fischer, a. a. O., S. 372.
- ⁵² L. Kretzenbacher, Die Legende von der Hostie im Bienenkorb. Vom Predigtmärlein des Mittelalters zur lebendigen Volksdichtung. Zeitschrift für Volkskunde, Stuttgart, Jg. 56 (1960).
- ⁵³ O. V., Der christliche Imker, Innsbruck, 1937, S. 10; vergleiche dazu auch: M. Sooder, a. a. O., S. 219 und C. M. Blaas, a. a. O., S. 79.
- ⁵⁴ A. Franz, a. a. O., Bd. II, S. 136; Eugen Fehrlé, Zauber und Segen (= Deutsche Volkheit), Jena 1926, S. 35.
- ⁵⁵ Abgedruckt bei Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie aus dem VIII. bis XII. Jahrhundert, Bd. I, S. 34 f.
- ⁵⁶ A. E. Schönbach, Eine Auslese altdeutscher Segenformeln. In: Analecta Graecensia, Festschrift für die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1893, S. 29 f., wo weitere Bienensegnen aus dem 14. und 15. Jahrhundert abgedruckt sind.
- ⁵⁷ C. M. Blaas, a. a. O., S. 79.
- ⁵⁸ Der christliche Imker, S. 11 f.; K. Künstle, Ikonographie der Heiligen, Freiburg im Breisgau 1926, Bd. II, S. 56; Klementine Lipffert, Symbol-Fibel, Kassel 1957, S. 107; V. Möderndorfer, Verovanja, uvere in običaji Slovencev, Bd. V. Celje 1946, S. 176.
- ⁵⁹ A. Franz, a. a. O., Bd. II, S. 137.
- ⁶⁰ Ferk-Nachlaß (Oberpulschau); G. Puff, Marburger Taschenbuch, Jg. III. Graz 1859, S. 17 (Kriechenberg).
- ⁶¹ M. Sooder, a. a. O., S. 183 f. und Tafel 5, 20, 21, 22, 23.